Princeton University Library
32101 066393610

Der geadelte Steinschleifer

3442
.95
.338

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Der geadelte Steinschleifer

Die Zeitbücher, Band 23

Von Wilhelm Schuſſen ſind früher erſchienen:

Bei der Deutſchen-Verlags-Anſtalt
Stuttgart und Berlin:

Vinzenz Faulhaber. Schelmenroman geb. M. 3.50
geh. M. 2.50

Meine Steinauer. Heimatgeſchichte . . . M. 3.50
geh. M. 2.50

Johann Jakob Schäufeles philoſophiſche Kuckuckseier
M. 3.50, geh. M. 2.50

Medard Rombold. Roman M. 3.50, geh. M. 2.50

Heimwärts. Gedichte . . M. 2.50, geh. M. 2.50

Bei Eugen Salzer Heilbronn:

Gildegarn. Roman . . . M. 3.50, geh. M. 2.50

Der geadelte Steinschleifer

Erzählungen von

Wilhelm Schussen pseud. of Wilhelm Frick

Reuß & Itta, Verlagsanstalt, Konstanz a. B.

Alle Rechte vorbehalten
Einbandentwurf von K. Einhart
Copyright 1915 by Reuss & Itta, Konstanz (Baden)

Das Herz der Orgel

Er war Hageſtolz. Er war Kirchenchordirigent und Organiſt. Er war der Aufſichtslehrer des Ortes. Und hätte er noch ein Weilchen länger gelebt, dann hätte er auch noch den Titel Rektor bekommen.

Er hatte die geräumigſte Wohnung des alten Schulhauſes inne: ein Schlafzimmer, ein notdürftig ausſtaffiertes Wohnzimmer, drei leere oder doch faſt leere Kammern. Dann waren noch die Jungfernſtube der Haushälterin Elfriede da, eine große Küche mit wenig Geſchirr und zum Schluß das vernachläſſigte Gartenhaus im Gemüſegarten über der Straße drüben, wo Lautenſchlager den Sommer hindurch zwei- oder dreimal Kaffee trank, wenn er aus irgendeinem Grund einmal ganz allein ſein wollte.

Wenn Schulzeit war, amtierte er in der Schule, zur Kirchzeit war er in der Kirche, und nachher ſaß er in dem einen oder anderen Wirtshaus. Er verſah die oberſte Mädchenklaſſe, die er nach ſeiner eigenen und nicht gerade immer muſtergültigen Methode unterrichtete; denn er

(RECAP)
554958
3442
.95
338

konnte die Mädchen manchmal fürchterlich anſchreien, ja er konnte im erſten Zorn gar auf die Schülerbänke ſpringen und die Haſelgerte über den Rücken ſpielen laſſen.

Aber das waren immerhin ſeltene Ausnahmen. Und ſo iſt auch in den vielen Jahren nie eine Klage über ihn laut geworden. Er hat ſich im Gegenteil der allgemeinen Zufriedenheit von jeher erfreuen dürfen. Von Zeit zu Zeit, wenn es nicht mehr zu umgehen war, betrat er als Aufſichtslehrer die Klaſſen ſeiner Kollegen, ließ die Herren aus ſeiner Doſe ſchnupfen, ſagte kurz, was er von Amts wegen zu ſagen hatte und ging dann aufs Bier über, aufs Wetter, auf die — Muſik. Die Muſik war ſeine liebſte Sache. Und die Orgelbank in der Kirche ſein liebſter Platz.

Da war er daheim und gehörte ſich ſelber. Da brannte die Gewalt ihm auf der Stirne.

Da war ihm alles zu eigen und zu Willen: die vergoldeten ſtillen Heiligen an den Säulen, die Engel an der Decke oben, die davonjagenden greulichen Teufel über dem Magnusaltar.

Wenn er wollte, war die Kirche voll Glut und Klang bis zum Rand, daß die Mauern und die

Gewölbe mitſangen. Und wenn er wollte, konnte er aller Finſternis die Schleuſen öffnen, um ihr dann im anderen Augenblick den Kopf zu zertreten.

Man mußte es geſehen haben, wie ſeine breiten Stiefel das Gold und den Glanz erſchufen und wie die dicken Finger den Sieg und den Jubel ergruben.

Man mußte dabei geweſen ſein, wenn er das unendliche Meer in die kindiſch kleine Kirche einſperrte und es bezwang und meiſterte, daß es vor Nöten aufheulte. Man mußte dabei geweſen ſein.

Die Leute in den Kirchenſtühlen unten laſen aus ihren Gebetbüchern. Und die Alten hatten ihre Brillen auf. Der alte Stadtpfarrer aber zelebrierte die heilige Meſſe.

Ein jeder war, wer er war. Das war doch ganz natürlich.

Die Sopraniſtin Agathe war die Agathe, der penſionierte Herr Profeſſor im Chorgeſtühl vorne war der Herr Profeſſor, die zwölf Kloſterfrauen in der erſten Stuhlreihe unter der Kanzel waren die zwölf Kloſterfrauen. Doch nein! Das war alles nicht ſo.

Dieſe Wirklichkeit beſtand nur noch dem Scheine nach.

Die braunen Kloſterfrauen verfolgten die heilige Handlung vom Staffelgebet bis zum letzten Segen und ſchenkten ihrer Zunge kein Buchſtäbchen. Die Jungfer Agathe ſang ihr Benediktusſolo wie eine Himmliſche mit ihrer eigenen, alleigenen Stimme. Der Herr Profeſſor im Chorgeſtühl ſprach ſeine lateiniſchen Gebete fließend wie das Waſſer. Und die Leute erhoben ſich und knieten nieder beim Evangelium, zur heiligen Wandlung nach ihrem eigenen Willen, ſobald die Miniſtrauten das Zeichen gaben.

Nein, das war alles nicht ſo!

Da war nur noch einer, dem alle zu Willen waren, in dem alle lebten, aus dem alle beteten. Beteten ſo wie er betete, und nicht wie es in den Gebetbüchern ſtand, aus denen nur die Zungen laſen.

Und wenn er die Jungfer Agathe auf der Orgel begleitete, dann war es nicht ſie, die da ſang und in alle Himmel aufflog, dann war wieder er es, der ihre Stimme emporſchleuderte, daß der Herr Profeſſor auf einmal ein Latein las, das die alten Goten in der Walhalla verſtanden,

und daß dem Herrn Archivar einmal bei offenen Augen träumte, er wäre als roter Schmetterling über eine wunderbare Wieſe dahingeflogen.

Nur der alte Stadtpfarrer gehörte dem Gewaltigen nicht. Der zelebrierte ſein Hochamt, als ob er Feldſteine in den Ohren hätte und kein Glanz aus dem Boden geſtampft würde, kein eingeſperrtes Meer in der Kirche tobte und keine Lerchen vor Gottes Thron hinflögen.

Der ſang ſein Gloria und ſein Kyrie und das Paternoſter und ſein Ite missa est ſo falſch als man es nur ſingen konnte und ſchritt an den Tönen der Orgel vorbei wie ein Blinder an Sonnenblumen. Und es gab keine Möglichkeit, ihn wie alle andern anzupacken und in die Höhen zu ſcheudern wie die Lerchen der Jungfer Agathe.

Er verblieb ſteif und halsſtarrig auf den eigenen, unfruchtbaren Wegen, ſtellte mit Gewalt ſeinen dürren Baum mitten in den Geſang der Orgel hinein, türmte ſeine falſchen Töne auf, ſo lange es die Lungen nur zuließen, zog ſie in die Länge, bis ſie dünner waren als Spinnenfäden, und verhauchte ſie zu einem Pianiſſimo, das außer dem lieben Gott kein Weſen

mehr hören konnte, auch die eigenen Ohren nicht.

„Unſer Stadtpfarrer ſingt ſchlecht," ſagten die Leute. Aber er war ein braver Herr und ein guter Prediger. Und der Herr Lautenſchlager machte ja alles wieder gut. Er beſchüttete das gräßliche Gloria des Stadtpfarrers mit lauter Engelsjubel — und ließ die Orgel ein Paternoſter beten, daß die ſteinernen Heiligen an den Pfeilern die Köpfe wandten und zum Chor aufblickten. Er zermalmte das Ita missa est und vergoldete die Splitter und ließ die Wirbel ſteigen, daß die braunen Kloſterfrauen das Weggehen vergaßen.

Der Herr Stadtpfarrer aber ſagte zu Lautenſchlager: „Ich verſtehe nichts vom Orgelſpiel und kümmere mich alſo auch nicht darum. Ich kann ein bißchen gut ſingen. Das iſt alles. Aber die ganze Gemeinde iſt Feuer und Flamme für Sie. Ich freue mich mit Ihnen. Mögen wir noch recht lange wie bisher in Frieden und Eintracht zuſammenwirken. Das wolle Gott."

Von den beiden Kaplänen ſang der erſte gut, der zweite nicht übel.

Der erſte zählte zu den glühenden Verehrern Lautenſchlagers.

Und der zweit ergab ſich der allgemeinen Stimmung.

*

An einem froſtigen Märztage läutete man das Sterbeglöckchen für den alten Stadtpfarrer und am zweiten Tage darauf übergab man das, was ſterblich an ihm war, der kühlen Erde.

Lautenſchlager ſpielte damals ein Requiem, daß das Sterben kein Schmerz mehr ſein konnte, daß die Trauerfahnen und die verhängten dunkeln Wände am Altar blau erſchienen und daß dem Tode alle ſeine Schwächen einfielen.

Ein halbes Jahr darauf zog der Nachfolger auf; ward abgeholt am Bahnhofe von Dutzenden von Lederkutſchen und Feſtreitern und wie ein König durch die feſtliche Stadt geführt; ward mit unaufhörlichen Böllern begrüßt und mit brauſendem Tedeum in der Kirche empfangen. —

Nur der Orgel wollte der Jubel diesmal nicht ſo recht aus der Kehle.

Und doch hatte der neue Stadtpfarrer ſo eine

feingeſchulte, ſichere Stimme, daß es eine Luſt hätte ſein müſſen, ſie zu tragen und emporzuſchleudern.

„Herrgott, den Menſchen mag ich nicht", durchfuhr es Lautenſchlager.

„Mag ihn nicht, mag ihn nicht", erwiderte die Orgel.

„Unſinn! Was hat er dir getan? und warum ſollſt du ihn nicht leiden mögen? Geh, zwing dich ein wenig, tu dir ein wenig Gewalt an, dann wird's gehen", ſchalt Lautenſchlager ſich ſelber.

„Tu dir Gewalt an", ſtotterte die Orgel, „tu dir Gewalt an."

„Dieſer Stadtpfarrer hat ein gar feines, blaſſes Geſicht", dachte Lautenſchlager.

„Und Eis und Schnee um den Mund herum," warf die Orgel darein.

„Ein rabenſchwarzes, fein friſiertes Haar und einen ſchönen, leuchtenden Scheitel hat er", bemerkte Lautenſchlager.

„Und ein gefährliches Auge hat er," warnte die Orgel.

„Eine feine, ſchlanke Hand hat er," dachte Lautenſchlager beim Offertorium.

„Ja, aber ein gefährliches Auge hat er," beharrte die Orgel.

Schon beim ersten Hochamte mußte der Herr Stadtpfarrer vor dem Ite missa est lange mit dem Rücken gegen das Allerheiligste stehen und das blasse Gesicht dem Chore zuwenden, bis die Orgel ihm endlich den Ton angab.

„Gefährliche Augen hat er. Und Eis um den Mund hat er," düsterte die Orgel fort und fort.

*

„Unser Lautenschlager ist eben unser Lautenschlager", sagte der zweite Kaplan am zehnten Sonntag in der Sakristei, „an dem ist nichts mehr zu ändern. Der selige Stadtpfarrer hat ihn verwöhnt. Er hat ihm alles Recht in der Kirche gelassen." Der Stadtpfarrer hörte den Kaplan schweigend an.

„Aber ein Musiker von Gottes Gnaden ist er", entgegnete der erste Kaplan am dreizehnten Sonntag auf einem Spaziergang durch die windige Allee hindurch.

„Ich vermisse die strenge Schulung", sagte der Stadtpfarrer bestimmt.

„Er hat seine kritischen Zeiten. Gegenwärtig scheint es mir fast, als stehe er mitten in einer

ſolchen. Aber wenn er den Rappel überwunden hat, wird es wieder anders kommen, Herr Stadtpfarrer. Und dann ſollen Sie mal ſehen."

„Sie mögen recht haben, Herr Amtsbruder," gab der Herr Stadtpfarrer zu und ſpannte den Schirm auf, ſich gegen den Wind zu ſchützen. „Immerhin tief fromm und rein kirchlich, ſo wie etwa ein Botticelli es war, iſt er nicht."

„Sie dürften ſich gleichwohl täuſchen, Herr Stadtpfarrer," wandte der erſte Kaplan nochmal ein.

„Das würde mich von Herzen freuen," ſchloß der Stadtpfarrer. — — —

„Wenn nur dieſer Lautenſchlager ſein ſtörendes Sprechen während der Meſſe aufgeben würde," zürnte der zweite Kaplan am neunzehnten Sonntag, „man wird weit gehen müſſen, um ähnliche Zuſtände anzutreffen."

„Was hat er denn bloß immer zu ſagen?" fragte der Stadtpfarrer, als die Kellnerin auf einen Wink hin die Nebenzimmertüre im Bürgerbräu zugezogen hatte.

„Er verteilt ſeine Notenblätter und glaubt dabei allerlei Bemerkungen einſtreuen zu müſſen."

„Das ließe ſich doch auch ſtill abmachen, ſollte man meinen," tadelte der Stadtpfarrer.

„Gewiß ließe ſich das ſtill abmachen. Aber er mag eben nicht. Letzthin hat er vor dem Agnus Dei ſo laut an ſeine Sänger hingeredet, daß ich noch auf dem Hochaltar Wort für Wort verſtanden habe."

„Das geht doch nicht," erklärte der Stadtpfarrer unwillig.

„Es wird ſehr ſchwer halten, ihn an Ordnung zu gewöhnen," entgegnete der zweite Kaplan.

„Unſer Herr Amsbruder iſt Feuer und Flamme für ihn", fuhr der Stadtpfarrer fort.

„Er hat Talente zum Wegwerfen; das iſt nicht zu leugnen," geſtand der zweite Kaplan, den ſeine voraufgehende Heftigkeit bereits ein wenig reute.

„Und wirft ſie auch tatſächlich weg, ſcheint mir. Mir perſönlich iſt ſeine Muſik jedenfalls zu ungebändigt, zu unkirchlich, zu -- — Und ich werde mir ſchon mal erlauben, ein freies Wort mit ihm zu ſprechen. Oder ſoll ich es weiter dulden, daß er mir meinen Geſang verorgelt und meine Töne vergräbt und verſchüttet, als ob kein einziger davon richtig wäre? Ich ge-

ſtehe es offen, mir hat ſein Spiel vom erſten Sonntag an mißfallen."

„Da werden Sie ſehr ſchweren Stand haben, Herr Stadtpfarrer. Er weiß von nichts anderem, als von Lob und Bewunderung und hält ſich für einen Gottbegnadeten, dem ein gewöhnlicher Sterblicher niemals widerſprechen dürfe."

„Das tun alle Künſtler, die großen wie die kleinen, namentlich aber die kleinen," meinte der Stadtpfarrer und lächelte froſtig.

*

„Wie konnte er ſagen, ich ſpreche unterm Hochamt ſo laut, daß man es bis zum Altar vor höre," brütete Lautenſchlager am einundzwanzigſten Sonntag auf der Orgelbank oben. „Ich muß doch meine Notenblätter austeilen, ſo lange ſie noch nicht von ſelber an ihre Plätze fliegen. Und ich muß doch die Agathe auf ihr Pianiſſimo aufmerkſam machen, und muß doch ſorgen, daß die Bäſſe zur rechten Zeit einſetzen. Oder wer ſoll das ſonſt tun? Ich benehme mich doch bei Gott nicht anders, als ich mich ſeit dreißig Jahren benommen habe, ohne daß es jemandem eingefallen wäre, mir Vorſchriften zu machen."

„Er liebt uns nicht," murrte die Orgel. „Er ist wie ein böser Druck auf uns. Und dunkel und kalt ist es in der Kirche, seit er da ist. Dunkel und kalt wie in einem Kerker."

„Ich weiß es, er mag mein Spiel nicht leiden," brütete Lautenschlager. „Leider hat er recht: Es ist nichts mehr wert. Es ist tot und korrekt und lieblos wie sein Gesang. Wie konnte er nur sagen, ich vergrabe ihm seine Töne!"

„Seine Stimme ist wie ein Messer," schrie die Orgel. „Wir haben ganz recht getan, sie zu vergraben, und werden sie immer vergraben. Wir müssen uns wehren, wehren müssen wir uns bis aufs Blut." — — —

„Was hat denn der Herr Aufsichtslehrer?" dachte die Haushälterin Elfriede, als sie schon in der Frühjahrskühle den Kaffee Tag für Tag ins Gartenhaus hinuntertragen mußte und ihr Herr fast gar nie mehr zum Kartenspiel ins Bürgerbräu hinüberging.

„Der Herr Lautenschlager wird auf einmal so alt und kommt so verdrießlich daher, „schwatzten die Leute in der Stadt.

„Und macht nie mehr einen Spaß in der Schule," fügten die Schulmädchen bei.

„Man kann keine Karte mehr mit ihm spielen," klagten die Stammtischherren im Bürgerbräu.

„Die lausigste Bagatelle setzt ihn in Zorn, und kaum hat man das Spiel recht begonnen, wirft er auch schon die Karten auf den Tisch, steht auf und geht davon. Der Mensch ist ganz krankhaft aufgeregt." — — —

„Wie konnte es der Stadtpfarrer wagen, mir ins Gesicht hinein zu behaupten, meine Sänger wären mit mir unzufrieden, weil ich so viele Chorproben abhalte! Früher habe ich ihnen nie genug Proben abhalten können," brütete Lautenschlager am Sonntag nach dem dritten Todestage des alten Stadtpfarrers.

„Sie sind alle gegen dich", schrillte die Orgel. „Die ganze Stadt ist gegen dich! Siehst du es nicht, was sie für Gesichter schneiden? Und spürst du es nicht, wie sie hinter deinem Rücken tuscheln? Wir müssen sterben oder vor aller Augen verrosten und zusammengefrieren. Was ist dir nun lieber?"

„Und dann der Bürgermeister, wie mochte der auf einmal in der Ortsschulratssitzung vorbringen, meine Beaufsichtigung wäre nicht

ſtramm genug. Was kann ich dafür, wenn ein anderer ſeine Pflicht vergißt?“ brütete Lautenſchlager.

„Siehſt du's? alle ſind ſie gegen dich! Keiner hat ein Wort für dich. Alle ſind ſie gegen dich,“ tobte die Orgel.

*

Im vierten Unglücksjahre ſtarb die Haushälterin Elfriede.

Anſtatt nach einer neuen Bedienung ſich umzuſehen, entſchloß ſich Lautenſchlager, den Haushalt von nun an ſelbſt zu führen, um völlig allein zu ſein. Was er kochte war jämmerlich, aber mußte er ſich doch von niemandem mehr guten Appetit wünſchen laſſen. Und wenn er in dem ſchlechtgepflegten Bette noch ſo erbärmlich ſchlief, ſo hatte er ſich doch von niemandem gute Nacht ſagen laſſen müſſen. —

„Was geht es andere an, wenn ich einmal mein Waſchwaſſer zum Fenſter hinausſchütte und mir den weiten Weg in die Küche erſpare? Einem deshalb den Schutzmann als Anſtandsmeiſter ins Haus ſchicken!“ knurrte Lautenſchlager.

„Deine Todfeinde ſind ſie,“ wetterte die Orgel. „Zerwalken werden ſie dich noch und zer-

treten! Und, ſiehſt du es? ſchon wieder hat der Stadtpfarrer auf uns warten müſſen. Haſt's geſehen, wie blaß er geweſen iſt und wie ſeine Augen gefunkelt haben? Gib acht, er wird dich noch von der Orgelbank fortſtoßen und einen andern daraufſetzen. Hab' ich's dir nicht von Anfang an geſagt?"

Was die Orgel an der Himmelfahrt des Herrn ſpielte, war kein Himmelfahrtslied mehr, das wie ehemals das Gewölbe weghob und den verklärten Heiland ins Himmelsblau gekleidet den Andächtigen in der Nähe zeigte. Das war kein Lied; das war eine Schmähſchrift, die die geweihten Wände befleckte und die ſtillen, vergoldeten Heiligen beleidigte.

Es hatte einen heftigen Auftritt mit dem Stadtpfarrer gegeben und Lautenſchlager hatte da Reden fallen laſſen, die weit über das Maß des Erlaubten hinausgingen.

Der Herr Stadtpfarrer ſah um des Friedens willen von einer gerichtlichen Klage ab, behielt ſich aber vor, in Zukunft der Gerechtigkeit zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Dann kam jener unglückſelige Sommerausflug des Kirchenchors.

Es war ein ſo ſchöner, voller Tag geweſen. Und alles erging ſich nun in der herzlichen Laune, als man auf dem hübſchen Bodenſeedampfer heimwärts fuhr. Da hatte Lautenſchlager eines übermütigen Wortes wegen, das nicht wert war, bemerkt zu werden, die frohe Stimmung verdunkelt. Und als man einſtimmig mit leiſem Vorwurf auf ihn einredete, hatte er in ausbrechender Bitterkeit ſein Amt niedergelegt; hatte das ſchöne Feſt verdorben und hatte abſeits des Chores in einem Winkel vor ſich hingedüſtert, verklagt von den Seinen und verlacht von den Blicken der Fremden. Im Hafen angelangt, hatte er dann den Schnellzug beſtiegen und war allein nach Hauſe gefahren.

Der Vorfall hatte viel Lärm in die ſtille Stadt geworfen, und lange hatten die erregten Geſpräche in den Schenken und bei den Kaffeekränzchen nicht zur Ruhe kommen wollen. Aber allmählich vergaß man die Sache doch, vergaß den alten Dirigenten über dem neuen. Und den unguten Lautenſchlager ſelber ſah man ja kaum mehr.

Im folgenden Herbſte reichte dieſer auch als Aufſichtslehrer ſein Ruheſtandsgeſuch ein. Sei-

ner Bitte konnte, da er wirklich krank war, ohne weiteres ſtattgegeben werden.

Nun hätte er aus der Stadt verziehen und ſich irgendwo in der Fremde niederlaſſen können. Doch ſchien ihm dies nicht mehr der Mühe wert zu ſein. Und dann ſprach auch noch die Orgel ihr Wort dabei mit. Er ließ ſich alſo die paar Möbel und das bißchen Hausrat in ein einzelſtehendes und verlaſſenes Häuschen bringen, wo er von der nächſten Wirtſchaft aus notdürftig bedient werden konnte und wo außer ihm nur noch ein alter Trunkenbold in der Dachkammer für acht Mark Jahresmiete hauſte.

Anfänglich hatte er den Plan gehabt, den Alten durch Geld und gute Worte zum Auszug zu veranlaſſen, dann aber hatte er auch dieſen Gedanken aufgegeben und hatte ſich in das bereits Beſtehende gefügt. Zur Kirche ging er nie mehr.

Nur manchmal noch, wenn er beſonders ſchlecht ſchlief und es recht dunkel war und die Winde tobten, konnte er in der Nacht wie ein Geſtörter das Gotteshaus umſchleichen, in ſich hineinweinen, die Hände ringen, die Fäuſte ballen, Steine aufheben und nach den Fenſtern des Pfarrhofes hinaufdrohen.

Aber das ſah niemand und kein Menſch wußte darum. Er war längſt vergeſſen und vergraben.

Eines Abends hatte er ſich von dem Alten in der Kammer oben übertölpeln laſſen.

Das war eine ſchwere Dummheit geweſen.

Er hätte ſich ſonſt ſo ſtill und unbeſehen aus dem Leben ſtehlen können.

Da mußte es dem Alten in den Sinn kommen, ihn in eine Schenke mitzuſchleppen.

Und da mußte gerade, wie wenn die Hölle es ſo hergerichtet, der Kirchenchor im großen Saale des Gaſthofes ſein Jahreskonzert geben.

Er war dann im Rauſch hinübergegangen und hatte den Saal betreten. Wie ein Geſpenſt war er da erſchienen in ſeinem verwilderten Bart und den verkommenen Kleidern.

Er hatte ſich an den oberſten weißgedeckten Tiſch geſetzt, wo die Spitzen der Stadt ſaßen, der Bürgermeiſter und die Beamten, die Geiſtlichkeit, der — Stadtpfarrer! und hatte Wein verlangt, und hatte den Chören zugehört.

Mochten ſie nun glotzen wie ſie wollten, wegjagen konnten ſie ihn doch nicht! —

Was war das für eine Stimme, die nun in dem Liede, das er einſt mit dem Chore eingeübt

und das ſie ſo oft geſungen hatten, ſo prachtvoll aufſtieg und alle Himmel erkletterte?

Er kannte die Stimme. Sie gehörte der Jungfer Agathe.

Er hatte ſie ja ſelber geſchult und hatte dem Glanze Flügel verliehen.

Da hielt die Agathe ja noch das Notenblatt in den Händen, das er einſt ſelber geſchrieben hatte. Bei Gott, es war ſo. Er ſah es genau! Und nun ſang ſie heute noch daraus! Aus dem Notenblatt, das von Gottes und Rechts wegen ihm gehörte!

Der Zorn und der Rauſch lohten in ihm. „Das iſt mein Notenblatt, aus dem ſie da ſingt! Mein Eigentum," ſchrie er auf einmal auf wie ein Tier und zerſchlug ſein Weinglas auf dem Tiſch.

Entſetzen und Entrüſtung flammten auf allen Geſichtern. Das war das zweitemal, daß er den Frieden ſo gröblich zerbrach und ſich wie ein Irrenhäusler benahm. Und diesmal konnte man wahrhaftig nichts zu ſeiner Entſchuldigung anführen.

Da er aber keine Ruhe gab und wie beſeſſen fortbrüllte und forttobte, wurde der Werwolf von einem Knecht vor die Türe geſetzt.

Und wieder gingen die Gespräche eine Weile.

Und wieder schwiegen sie und wieder war Grabesstille um den Pensionär in dem verlassenen Häuschen. —

Eines Morgens erhielt das Mädchen der Schenkwirtschaft, das ihm einen Korb Eier und die gefüllte Spiritusflasche ins Haus bringen wollte, keine Antwort. Sie rief den Alten in der Dachkammer.

Der kam in den Socken die Holzstiege herunter, schlug mit der Faust gegen die Türe und brüllte ein paarmal: „Herr Lautenschlager! Holla, Lautenschlager! was ist denn los! Raus aus dem Nest! Raus!"

Aber es regte sich nichts.

„Mir wird so angst", sagte das Mädchen, „ich gehe wieder."

„Was braucht's einem da angst sein?" brummelte der Alte. „Er kann höchstens gestorben sein. Mehr nicht." Dann suchte er in der Küche nach einem Beil. „Einmal muß der Mensch mit dem Tode Hochzeit machen", murmelte er vor sich hin, während er langsam die Türe erbrach.

Lautenſchlager lag auf dem Geſicht in ſeinem kläglichen Bett und wollte ſich nicht mehr rühren.

Der Alte drehte ihn ſtill um.

„Tot, maustot", ſagte er alsdann trocken. „Muß ſchnell vorbei geweſen ſein. Um drei 'rum hab ich ihn noch poltern gehört." Auf dem Tiſch lag ein Brief und das adreſſierte Kuvert an eine Orgelfabrik. „Intereſſiert mich nicht", ſagte der Alte, ging weiter und öffnete den Wandſchrank, wo er der Zigarrenkiſte ein paar Zigarren entnahm.

Er entzündete eine derſelben und rauchte ſeelenruhig zum Fenſter hinaus.

Mittlerweile erſchienen auch der Schenkwirt, ſein Hausburſche und ein paar Frühſchöppler.

Sie waren mit allerlei Werkzeug und einer langen Leiter verſehen.

„Was iſt los?" riefen ſie dem Alten zu.

„Nichts Beſonderes", gab der zurück, „eben tot, maustot." —

Intereſſant war nur noch der Brief an die Orgelfabrik, in welchem der heimgegangene Lautenſchlager, wohl ſchon im Fieber und im Delirium, eine große herrliche Orgel mit fünf Manualen um den Preis von achtzig- bis hundert-

tauſend Mark zur ſofortigen Anfertigung und unverzüglichen Aufſtellung in ſeinem Wohnhauſe, Nummer ſechs der Bachſtraße, unweit der Schwanenwirtſchaft, beſtellte und ſich dabei in Wünſchen erging, die auch die modernſte Technik nicht hätte befriedigen können.

Aber dieſer Brief hatte doch noch ſeine Kraft gehabt.

Man erzählte ihn von Haus zu Haus. Und der vergeſſene Lautenſchlager erhielt eine Leichenbegleitung, wie ſie wohl kein Menſch erwartet hätte. Auch die geſamte Geiſtlichkeit war zugegen, freilich nicht im weißen Chorrock, ſondern nur in Soutane und Filz.

Der ehemalige erſte Kaplan aber war ſogar von auswärts hergereiſt.

Doch was geſchehen war, war geſchehen.

Der geadelte Steinſchleifer

Das wird nun doch kommen müſſen, wovor ich mich ſo lange und verzweifelt geſträubt habe. Ich werde aus dem gewohnten Kreis, in dem ich zwanzig Jahre meines beſten Lebens gewirkt habe, für immer heraustreten und das mir hier drohende Furchtbare mit allen Kräften fliehen müſſen. Und dann werde ich, wenn auch nicht gerade barfuß, ſo doch ziemlich windſchief ausgerüſtet, wieder ganz von vorne anfangen müſſen. Das wird keine leichte und keine luſtige Sache werden und vielleicht nur darauf hinausgehen, ſtatt des Todes den Teufel zu gewinnen.

Immerhin ich werde es wagen müſſen. — Was wird nun kommen?

Wahrſcheinlich etwas, woran ich niemals gedacht habe. Etwas Beſſeres vielleicht als das Erhoffte. Oder etwas Schlimmeres vielleicht noch als das Gefürchtete.

Jedenfalls iſt es gut, daß wir unſere Wege nicht wie die der Sterne zum voraus berechnen können. Denn wir würden ſonſt oft ſehr kleine Helden abgeben.

Neulich habe ich vom heimgegangenen Strindberg geleſen, daß er nacheinander Volksſchullehrer, Schauſpieler, Redakteur, Arzt, Telegrammaſſiſtent, Maler, Prediger, Hauslehrer, Bibliothekar und alles mögliche und unmögliche geweſen ſei. Das war plötzlich eine wunderbare Kraft, die aus dieſen wenigen Worten aufſtieg. Das roch wie Weihrauch nach Schickſal und Taten und todesmutigem Suchen, und war mir in dieſem Augenblick mehr wert als hundert der beſten Schriften, die in ihrer Weiſe den Mut zum Leben predigen. Sogleich darauf fiel mir auch mit einer Beiſpielswucht, wie ich ſie bisher nie erlebte, jener gottbegnadete Steinſchleifer Spinoza ein, der uns Sterblichen wie nicht wieder einer ein Glas geſchliffen, durch das wir dem Unſterblichen bis in die Augen ſchauen dürfen.

Dann kam die endloſe Reihe all der anderen. Gab es wirklich noch einen Beruf oder Stand, der nicht durch einen wunderbaren Helden geheiligt und geadelt war? Es dünkt mich faſt, es wird keinen mehr geben. Wenn es aber doch noch einen geben ſollte, dann möchte ich mir nun, ſo ſchwach ich auch ſei, von der Zukunft

gerade dieſen erbitten. Nicht um ihn adeln zu können, nur um ihn vertreten zu dürfen, bis der wahre Held kommen würde.

Muß uns allen aber der Gedanke, daß ein jeglicher von uns einen Beruf übt, der von den Beſten und Größten in Schmerzen geweiht und geadelt worden, nicht ein berauſchender und erhebender ſein wie kein anderer? Und dürfen wir nun einen Steinſchleifer noch gering anſehen, wenn wir doch nie mit letzter Sicherheit wiſſen können, ob nicht etwa ein Spinoza im Armutsrocke ſteckt? Und dürfen wir über irgend einen Hauslehrer vornehm die Achſeln zucken, wenn wir doch nie mit letzter Sicherheit wiſſſen können, ob nicht ein Strindberg oder ein Hauff mit einem Lichtenſtein im Kopf oder irgend ein anderer Künftiger in ihm ſteckt? Wir werden uns bei Gott davor bewahren müſſen.

Die größte Kirche der Welt

Ein nachträgliches Blatt der „Philoſophiſchen Kuckuckseier"

Heute hat mir jemand eine Geſchichte erzählt, die erſt geſtern paſſiert ſei. Sie lautet:

Ein Mann mit Halalihut, Rucksack und kurzen Hoſen, der einem Schwarm lärmender Ausflügler voranging, ſagte ſcherzend zu einem ihm bekannten alten Pfarrer:

„Guten Tag, Herr Pfarrer. Wie ſchön, daß ich Sie wieder einmal treffe! Ich habe Sie, wenn ich mich recht erinnere, ſeit Jahren nimmer geſehen."

„Iſt meine Schuld nicht," lächelte der Pfarrer.

„Aha, ich verſtehe. Sie wollen damit ſagen, daß ich nie zur Kirche komme", entgegnete fröhlich der Mann mit dem Halalihut und paffte ein paar kräftige Züge aus ſeiner Kurzpfeife.

Der Pfarrer nickte leiſe.

Unterdeſſen hatte ſich der ganze, laute Luſtverein um die beiden Plauderer verſammelt. Auch einige Radfahrer, die in dieſem Augenblick daherjagten, ſtiegen neugierig von ihren Gäu-

len ab. Und zu guter Letzt machte noch ein vollgepfropfter Kraftwagen mit einem vornehmen Inhalt an der Stelle Halt.

„Ihre Kirche ist eben leider zu klein, zu eng und zu beschränkt," nahm der Mann mit dem Halalihut wieder das Wort.

„Heute vormittag war sie es jedenfalls nicht; denn sie war mehr als zur Hälfte leer", widersprach der greise Pfarrer.

„Aber sie ist eben trotz alledem zu klein. Ich kenne eine viel, viel größere, schönere, weitere und herrlichere Kirche als die Ihrige, Herr Pfarrer, eine Kirche, die ohne Zweifel die wunderbarste und größte der Welt ist." Und der Mann im Halalihut hob seinen Bergstock in die Höhe und beschrieb damit einen Halbkreis in der Luft. „Eine Kirche, Herr Pfarrer, vom größten aller Architekten erbaut, himmelhoch und wundervoll und zur Andacht geschaffen, wie keine andere. Kennen Sie diese Kirche, Herr Pfarrer?"

Der neugierige Luftkreis um die beiden war jetzt so stille, daß einer den andern atmen hörte.

„Nein", gab der alte Pfarrer zur Antwort, obwohl er sich schon einiges denken konnte.

„Nicht?“ rief der launige Mann im Halalihut aus, „so will ich es Ihnen ſagen, Herr Pfarrer.“ Und noch einmal ſtieg der lange Bergſtock ins Blaue hinauf.

„Es iſt die Natur, Herr Pfarrer. Iſt ſie etwa nicht die größte, wunderbarſte, von Gott ſelbſt gebaute, einzige Kirche der Welt, zum wahren Gebet und zur wahren Andacht geeignet wie keine andere?“

Der Schwarm der Umſtehenden aber gab jetzt eine Beifallsſalve ab, daß die Lerchen aus den Lüften fielen. Einige der jungen Leute warfen dazu die Hüte in die Höhe, und die Fräulein hoben ihre bunten Feldſträuße empor. Ein vom Wein angeſäuſelter Biedermeier aber ließ noch hintendrein ein Bravo los, das einem regelrechten Donner glich. Dann trat plötzlich wieder Totenſtille ein vor lauter Spannung, was nun der alte Pfarrer auf dieſe fadenklare Weisheit ſagen würde.

Der aber nahm den Schlapphut ab und erwiderte liebreich und gelaſſen: „Sie haben wohl recht, mein lieber Herr Landsmann. Wenn indeſſen die Natur eine ſo wundervolle, einzige, göttliche Kirche iſt, dann ſollte man ſich darin

auch bewegen wie in einer Kirche. Dies ſcheint mir nun nicht immer der Fall zu ſein; denn ich ſehe, wenn ich Sonntags aus meinem Ihnen ſo armſelig erſcheinenden Kirchlein trete und einen Gang in die größte aller Kirchen tue, leider eben nicht heftig viele Beter und Andächtige, wohl aber ziemlich viele recht merkwürdige Leute, die ihrem erhabenen Aufenthaltsort nicht gerade Ehre machen."

Die Menge ſchwieg und wartete, ob der Mann im Halalihut wohl ſeinen Witz wieder fände. Aber er fand ihn nicht mehr.

„Nichts für ungut", ſchloß jetzt der greiſe Pfarrer, indem er, immer noch den Schlapphut in der Hand, barhäuptig und langſam aus der kleinlauten Menge wegging.

Die Klugheit am Ende

In der schönen Stadt Grimmelfingen gibt es etwa zehn Bäckereien, drei Dutzend Wirtschaften, darunter zwei selbständige Brauereien, ein ganz hübsches Schlachthäuschen, viele kleinere und ein paar größere, zum Teil recht stattliche Kaufläden, eine recht erfreuliche Zahl von Handwerksbetrieben. Namentlich viele Maurer und Gipser gibt es, aber auch einen Bildhauer und zwei Zimmermaler. Die Stadt besitzt ferner eine sehr ansehnliche Kirche, und eine leider im Rückgang befindliche Lateinschule. Fehlt bloß noch die Buchhandlung.

Aber auch die hat es einmal gegeben. Allerdings nicht sehr lange. Denn der damalige Besitzer ist bald bankerott geworden. Nach ihm aber hat nie wieder jemand einen Gründungsversuch gewagt, nicht einmal der Buchbinder Scheffold, der doch am ehesten hiezu berufen gewesen wäre. Möglich, daß ihm der Nebenberuf eines Meßdieners lieber war; möglich auch, daß er von vornherein jeden Erfolg für ausgeschlossen hielt.

Nun iſt es nicht ſo, daß nicht etwa die hochwürdigen Herren der Grimmelfinger Geiſtlichkeit hier und da ein Paket mit ſchönen Schriften durch die Poſt erhielten, oder daß der Herr Vorſteher der Lateinſchule nicht von Zeit zu Zeit durch dieſen oder jenen Buchhändler im Lande geiſtige Nahrung bezöge, das obligate Klaſſiſche und Fachliche hier nicht einmal mitgerechnet.

Des fernern iſt in Grimmelfingen der Herr Spitalpfleger als Bücherfreund wohl bekannt. Auch der Korbmacher Seiler gilt als ſolcher. Ein gewiſſer Pehlemann aber weiß einige Bände luſtiger Gedichte auswendig und gibt ſie bei Vereinsangelegenheiten immer mit Glück zum Beſten.

Im großen und ganzen jedoch kennt man die Bücherflut der letzten Jahrhunderte in Grimmelfingen noch nicht einmal als Märchen. Es gibt dort noch ſehr viele und mitunter recht große, anſehnliche Häuſer, in denen wohl die Keller voll ſind von Früchten und Säften, und die Truhen und Schränke gefüllt ſind mit Kleidern, Geſchirren und Schmuckſachen — und in denen, eine illuſtrierte Heiligenlegende, etliche Andachtsbücher und ein paar Leitfäden von der

Werktagsſchule her vielleicht ausgenommen, nicht ein einziges Buch zu finden iſt.

Auch die Frau Burgmaier, die ſich bisweilen mit Romanen abgibt, ſie aber zuerſt am Ende anfängt und nachſchaut, ob die Geſchichte auch ſchön ausgehe, und je nachdem die Lektüre aufnimmt oder nicht, iſt eine vereinzelte Ausnahme, die die Regel nur bekräftigen hilft.

Dagegen nimmt ein jeder Grimmelfinger ſeine Zeitung noch ordentlich ernſt und wichtig und ſtudiert ſie Tag für Tag von vorne bis hinten, die Geſchäftsanzeigen miteinbezogen.

Dies erklärt ſich wohl daraus, daß die Grimmelfinger von Haus aus ſehr debattierluſtige, kritikeifrige Leute ſind, die den ſchwebenden Tagesfragen von jeher mit großer Wolluſt zu Leibe gingen.

So ſind denn auch die dortigen Bürger faſt alle gute und lebhafte Tiſchredner, die ihre einmal erkorene Sache bis zum Tüpfelchen hinaus zu verteidigen wiſſen und dabei nicht ſo leicht ſtecken bleiben. Und ſo gibt es in Grimmelfingen wohl viele redſelige Leute, die einen Ungläubigen wohl überzeugen können, aber recht wenige, die ihr einmal Behauptetes einer beſ-

seren Erkenntnis zuliebe wieder im Stiche ließen.

Doch die echten Grimmelfinger verstehen einander schon. Sie lassen den neunmalklugen Nachbarn einen roten Kopf sich anreden und lassen ihn ordentlich sein Oel verbrennen und sein Salz verstreuen und warten klüglich, bis das Wort an ihnen ist, um alsdann gleiches mit gleichem vergelten zu können. Für den Fremden aber, der über nicht so viele scharfe und weniger laute Waffen verfügt, wird der Fall schon schwieriger. Und so lange nicht etwa der Grimmelfinger Stadtpfarrer und der Vorsteher der Lateinschule wirkliche, eingeborene Grimmelfinger sein werden, wird ihr Evangelium zwar rein und ihr Latein zwar richtig sein können, aber der letzte Amenssegen wird ihnen eben nie zuteil werden können. Denn die Grimmelfinger nehmen wohl die guten Speisen, die man ihnen von Obrigkeits wegen darreicht, an und essen auch davon, wenn sie nicht gerade Eigenes und Besseres im Vorrat haben, aber doch immer mit einer Miene, aus der deutlich zu raten ist, daß es eigentlich doch noch etwas Klügeres geben müßte, so nur etwa einer der ihrigen am Platze stände.

Die etlichen Söhne der Stadt indes, die einen gelehrten Beruf erwählten, sind wohl anderer Meinung. Denn sie suchen ihre Ehren alle auswärts, wahrscheinlich auch darum, weil sie ihre Väter und Herren Onkel gut genug kennen, um zu wissen, daß, wenn irgendwo, so namentlich auch im lieben Grimmelfingen, das Wort vom ungenehmen Propheten im eigenen Vaterlande seine volle Gültigkeit hat.

In diesem Grimmelfingen ließ sich vor ungefähr zwanzig Jahren ein Fremder, Gottfried Schwiese mit Namen, als Bau- und Möbelschreiner nieder. Er war auf der Reise durchs Städtchen gekommen, hatte bei einem Tischler Stellung gefunden und hatte sich späterhin mit der Meisterstochter verheiratet.

Dieser Schwiese war ein ruhiger, bescheidener Mensch, der seine Taten im Stillen vollbrachte, niemanden unnötig reizte, sondern im Gegenteil froh war, wenn man ihn gehen ließ. Gleichwohl hatte er anfänglich, da er die vermögliche Meisterstochter den Grimmelfingern wegschnappte, auch genug der Stichelreden aushalten müssen und hatte damals seines dunkelroten Muttermals unterm rechten Auge wegen

ſo manches ſpöttiſche Wort zu hören bekommen. „Ob ihm eine Ratt' übers Geſicht gelaufen ſei und was ſie dabei ausgeführt habe?" hatten ſie gefoppt.

Aber er war ruhig geblieben, ſich ſagend, daß einer gegen tauſend ja doch nichts ausrichte, und daß es mit der Zeit ſchon anders kommen werde. Das geſchah auch. Schreinermeiſter Schwieſe ward ſo nach und nach mehr und mehr gelitten und ſchließlich ſogar halb zu den Grimmelfingern gerechnet. Er wurde ſpäter auch Mitglied des Stadtmagiſtrats, in welcher Eigenſchaft er namentlich die Intereſſen der verſchiedenen Gewerbetreibenden mit der gewohnten Ruhe und Rückſichtnahme auf andere vertrat.

Dann kam die Zeit, in der wir heute noch ſtehen, und in welcher unter vielem andern auch die ſogenannte Handwerker- und Mittelſtandsbewegung in Fluß kam. Die Gewerbetreibenden begannen ſich unwohl zu fühlen zwiſchen dem allmächtigen Großkapital und den drängenden Arbeiterlegionen. Sie begannen, ſich ebenfalls zu ſammeln und auch in geſchloſſenen Scharen auf dem Plan zu erſcheinen. So ſtellten ſie, nach dem Vorbild andrer Wirtſchaftsſtände bei den

ſtädtiſchen Ratswahlen, bei den Kammerwahlen nun ihre eigenen Kandidaten auf und gründeten Verbandsorgane und Berufsinnungen. Und in den Tagesblättern, bei den Kammerverhandlungen und ſo fort las und hörte man nun von einer Rettung des Mittelſtandes, von der Hebung des Handwerks und ſo weiter.

Aus dieſer Bewegung heraus ſchuf die Regierung beiſpielsweiſe die ſogenannte Zentralſtelle für Handel und Gewerbe und warf Mittel aus für Handwerks- und Gewerbeſchulen, Lehrwerkſtätten und Fachkurſe. In der Reſidenz aber gab es ſeitdem eigene Räte, Wanderlehrer, die Vorträge und Kurſe im Lande hielten, und es gab einen Präſidenten, Doktor von Jobſt, der die genannte Zentralſtelle leitete.

Mit der Wahl dieſes Herrn hatte die Regierung einmal eine wirkliche glückliche Hand gehabt. Doktor von Jobſt ſtammte ſelber aus dem Handwerkerſtande und war ein ausgezeichneter Kenner des Volkes, der, wenn nötig, mit den Leuten im Dialekt redete, und der bei Gelegenheit ſagen konnte: „So, z'erſcht ſetzt Ihr euren Filz wieder auf den Kopf und dann reden wir miteinander.“ Er miſchte ſich wohl auch

abſichtlich unter das Volk, fuhr nicht ſelten, trotz ſeines vornehmen Standes, vierter Klaſſe, und nahm an Erfahrungen mit, was er mitnehmen konnte.

Das fiel ihm um ſo leichter, als wohl niemand in ihm den Volksmann vermutet hätte. Denn er war ein allzeit ſehr elegant gekleideter hoher Herr.

Unter dieſem Präſidenten von Jobſt erhielt beinahe jeder größere Ort im Staate ſeinen Gewerberat, beſtehend aus acht oder zehn und mehr Mitgliedern, der die gewerblichen Intereſſen der Gemeinde unter der Obhut der Zentralſtelle zu leiten hatte.

Möbelſchreiner Schwieſe war wohl einer der erſten, wenn nicht der erſte, unter den Grimmelfingern geweſen, der den Ruf der Zeit verſtanden und alsbald praktiſch zugegriffen hatte.

Er ſaß alſo mit Fug und Recht auch im Gewerberat. Und da er ein Paar geſunde Augen hatte und die Schmerzen des mittleren Standes am eigenen Leibe empfand, auch viel und fleißig über dieſe Dinge nachlas und, entgegen den Grimmelfingern, auch eine ganze Menge von allerhand nützlichen Büchern beſaß, ſo war

er wohl gewiſſermaßen die Seele des acht Mitglieder zählenden Gewerberats.

Zu dieſem Kollegium gehörten nun freilich auch der Bürgermeiſter, der erſte Geiſtliche der Stadt und der Herr Vorſteher der Lateinſchule, aber dieſe Herren waren eben keine eigentlichen Grimmelfinger und ihre etwaigen Vorſchläge darum lange nicht ſo kräftig, wie wenn ſie von einem Eingeſeſſenen, alſo beiſpielsweiſe auch vom Schreinermeiſter Schwieſe herrührten.

Schwieſe aber hatte es um ſo leichter, als er auch dieſe Herren in ihren Rechten gelten ließ.

Und manchmal war es nicht anders, als daß der Bürgermeiſter oder der Herr Vorſteher der Lateinſchule oder der Herr Stadtpfarrer ihm ein Wörtchen zuflüſterten, das er dann als Eingebürgerter vorbrachte und durchfocht.

Ganz auf dieſe Weiſe iſt zum Beiſpiel der Vorſchlag der Errichtung einer Bibliothek für die Gewerbeſchule entſtanden, die gleichzeitig der Lateinſchule nützen und ſchließlich bis ins breite Bürgertum hineinleuchten ſollte.

Schwieſe beſprach den Vorſchlag mit den Bürgern und trug ihn dann, gleichſam im Namen ſeiner Kollegen und unter fortgeſetzten Zu-

ſtimmungsrufen des Konditors Knödler, im Gewerberat vor. Und nun ſollte er auch eine Eingabe an die Zentralſtelle in der Reſidenz um gnädige Verwilligung eines Koſtenbeitrags mit dem ebenerwähnten Konditor Knödler zuſammen vorbereiten. Zu dieſem Behufe aber ſollten die beiden Herren — ſo hatte es der Bürgermeiſter, der ſeine Grimmelfinger zu regieren verſtand, ausdrücklich gewünſcht, und die andern hatten ihm beigeſtimmt — ſich vorher noch an einigen andern Orten umtun und ähnliche, bereits beſtehende Einrichtungen in Augenſchein nehmen und alles gründlich prüfen und von dem Geſehenen das Beſte für Grimmelfingen mit nach Hauſe nehmen.

Nun waren die beiden bereits in verſchiedenen Flecken und Städten fleißig geweſen und befanden ſich wieder glücklich auf der Heimreiſe.

Schwieſe hatte das Schriftſtück an die Zentralſtelle, eine ſachliche, beſcheidene Arbeit mit den paar üblichen Schreibfehlern, bereits am geſtrigen Nachmittage, ſolange der Kollege Knödler noch einen zweiten Kaffee getrunken, im Konzept zurechtgemacht.

Es war der letzte Nachtzug, den ſie benutzten.

Knödler, ein beleibter Grimmelfinger, mit rotblühendem, gewecktem Geſicht, war von dem Geſchauten ſehr befriedigt. Das heißt, er hatte ſelbſtverſtändlich da und dort und an dem und dem ſeine Ausſtellungen zu machen, aber das würde man in Grimmelfingen dann ſchon anders anfaſſen, und wenn einmal ſo ein rechter Grimmelfinger mit Ernſt eine Sache betriebe, dann müßte es ſehr merkwürdig zugehen, wenn dann nicht das menſchlich Beſte dabei herauskäme. Selbſtverſtändlich müßte die Regierung der Gemeinde gehörig unter die Arme greifen. Das war ganz klar. Und man wollte die Eingabe ſchon danach aufſetzen und gleich das Neunfache fordern, damit man das Dreifache um ſo ſicherer herausſchlug. Er klopfte dem ihm gegenüberſitzenden Schwieſe mit der flachen Hand auf das Knie:

„Ich bin dir noch dreißig Pfennig ſchuldig, Schwieſe.“

„Was für dreißig Pfennig?“

„Nun, du haſt doch heute morgen in der Mohrenwirtſchaft das Trinkgeld für mich ausgelegt.“

„Davon ſprechen wir gar nicht, Knödler.“

„Nein, Schwieſe, das gibts auf keinen Fall, ich bins dir ſchuldig und zahl es dir.“

„Mach keine Geſchichten, Knödler.“

„Ich mach keine Geſchichten. Ich zahl nur, was ich ſchuldig bin; vorwärts, da ſchiebs ein.“

Aber jetzt ſprang ein Zehner auf den Boden und rollte in die Ecke am Fenſter auf der andern Seite des Abteils. Dort ſaß ein vornehmer Herr, ein Großkaufmann oder ein Sektreiſender oder irgend ſonſt ein großes Tier, dachte Knödler.

Der Herr zog die Beine an, um den beiden Grimmelfinger Herren die Auffindung des Zehners zu erleichtern.

„Laſſen Sies nur gut ſein“, rief aber das Gewerberatsmitglied Knödler, „ſo ſchlimm ſind wir noch nicht daran. Soviel können wir noch verſchmerzen. Und der Auskehrer darf auch mal eine Freude haben. Der wirds morgen früh ſchon finden, ſchätz ich.“

Dann wandte er ſich wieder zu ſeinem Kollegen und ſtritt noch ein Weilchen mit ihm herum, bis die Zehner in der Taſche waren, in die ſie hineingehörten.

„Nun handelt es ſich alſo bloß noch um die

Eingabe an die Zentralstelle", sagte er darauf gutgelaunt. „Im Notfall reist man noch in die Residenz zum Präsidenten von —, weißt du, wie er sich schreibt?"

„Doktor von Jobst."

„Also zum Doktor von Jobst und tut dem Manne ein bißchen schön. Er soll nicht so übel sein, dieser Jobst?"

Ueber das Antlitz des Herrn in der Ecke glitt jetzt ein feiner Schein.

„Er sei ein sehr leutseliger Herr, hab ich sagen hören", antwortete Schwiese.

„Um so besser. Obwohl wir schließlich auch mit einem andern zu Streich kämen."

„Ich hab mir die Eingabe bereits mit dem Bleistift aufnotiert", berichtete Schwiese und zog ein großes Stück Papier aus der Tasche. „Natürlich hab ich es bloß zunächst für mich gemacht. Es ist wahrscheinlich noch mancher Fehler darin, und vielleicht hab ich noch dies und jenes vergessen. Drum wird es gut sein, wenn du dir auch ein Konzept anlegst. Zusammen werden wir eher das Richtige treffen."

„Bah, das brauchts nicht. Das können wir gleich so erledigen, wenn du es ja doch schon ge-

ſchrieben haſt. Lies dein Konzept mal vor, oder gibts lieber mir her, dann ſprechen wir es zuſammen durch. Was richtig iſt, laſſen wir ſtehen und was ausgeſtrichen gehört, ſtreichen wir aus, punktum. Dann werden wir die Eingabe bald haben."

*

Schwieſe überreichte dem Kollegen das Papier und den Bleiſtift, legte die Hände mit verſchlungenen Fingern in den Schoß und erwartete mit vorgeneigtem Körper und nicht ohne leichte Spannung das Gutachten des gegenüberſitzenden Knödler.

Den aber kleidete jetzt eine ſehr wichtige Miene. Er warf die dicken Beine ein paarmal im Wechſel übereinander, ſtemmte den breiten Rücken gegen die Sitzlehne, hielt das Papier hoch gegen das ſchlechte Zuglicht und wechſelte die Haltung wieder und wieder, bis er endlich richtig zu ſitzen ſchien.

Dann begann er laut zu leſen: „Königliche Zentralſtelle für Handel und Gewerbe." Nun, die Anrede war ja gegeben. Da war nichts auszuſetzen. Aber gleich auf der nächſten Zeile hielt

er inne: „Du ſchreibſt da: „Der unterfertigte hieſige Gewerberat“ uſw., Schwieſe, hm, willſt du nicht ſchreiben, „Der unterzeichnete hieſige Gewerberat“? Nach meiner Anſicht paßt das Wort „unterfertigte“ hier durchaus nicht. Denn „unterfertigt“ wird, wie das Wort ſelber ganz richtig ſagt, und erſt dann, wenn etwas wirklich fertig iſt, wie das Wort wieder ſelber richtig ſagt.“

Schwieſe wollte erwidern, aber er ſchluckte die Erwiderung hinunter und gab dem Kollegen Knödler recht, der übrigens den gefundenen Fehler bereits durchſtrichen und durch das richtige Wort „unterzeichnete“ erſetzt hatte.

„Eigentlich iſt auch das Verhältniswort „hieſige“ hier herzlich unnötig.“

„Das Eigenſchaftswort „hieſige“ haſt du wohl ſagen wollen?“

„Wenn du willſt, kann ich auch Eigenſchaftswort ſagen. Aber auf alle Fälle iſt es ganz überflüſſig. Denn im Datum oben ſteht es ja bereits, daß die Schrift aus Grimmelfingen iſt und in der Unterſchrift ſtehts wieder. Wir können alſo das Wort „hieſige“ ſtreichen. Oder was meinſt du, Schwieſe?“

„Meinetwegen", ſagte dieſer.

Dann las der Kollege wieder ein paar Worte, aber ſchon wieder war er genötigt, innezuhalten.

„Du ſchreibſt weiter „der unterzeichnete Gewerberat hat, einer Anregung aus hieſigen gewerblichen Kreiſen folgend" uſw. Das iſt viel zu ſchlapp. Heutigentags muß man mit der Fauſt anklopfen, wenn man was ausrichten will."

Knödler ſteckte den Bleiſtift hinter das Ohr und hielt die hohle Rechte in die Höhe, die nun gleichſam eine Art Gefäß für den zu findenden Begriff darſtellte.

„Wie wollen wir nun gleich ſagen, Schwieſe?"

„Dann ſagen wir halt: „der unterzeichnete Gewerberat hat „einem dringenden Bedürfniſſe entſprechend" uſw."

„Sehr richtig, ſiehſt du nun, wie ganz anders es ſich jetzt lieſt? Das heißt, wir wollen noch beſſer dieſes dringende Bedürfnis ganz an den Anfang bringen und mithin ſagen: „einem dringenden Bedürfniſſe entſprechend, hat der unterzeichnete Gewerberat". Nun klingts n o ch beſſer. Oder nicht?"

„Jawohl", ſagte Schwieſe, weil er wußte,

daß mit einem Grimmelfinger eben ſchlechterdings bloß auf auf dieſem Wege etwas zu erreichen ſei. Zudem war man gerade an einer Halteſtelle angelangt. Der Zug hielt ſtill und warf dabei den ſchreibenden und ſtreichenden Knödler, der für nichts andres mehr Augen hatte, heftig gegen die Sitzlehne. Dadurch kam nun auf einmal etwas ſehr Drolliges in ſeine dicke Perſon, das den zürnenden Schwieſe umſtimmte und ſehr verſöhnlich auf ihn einwirkte. Er konnte ſich nicht helfen, er mußte plötzlich auflachen und auch der vornehme Herr in der Ecke ſchien darüber vergnügt zu ſein, wenn er es auch nicht aus ſich herauslaſſen wollte.

Der ſchreibſelige Knödler aber nahm von alledem nicht die geringſte Notiz. Er ſchrieb und ſtrichelte weiter und ſprach ſo laut und lebhaft, daß die gewerberätliche Eingabe kein Geheimnis mehr ſein konnte. Er hielt, während er mit Schwieſes Hilfe einen ſcharfen Begriff erfand, das Blatt, das durch die Bewegung des Eiſenbahnwagens eifrig hin und her geigte, weit von ſich weg.

Er bohrte den Bleiſtift langſam in die Luft,

wenn etwas recht treffend und fein ausgedrückt werden sollte.

Nach einem gut gelungenen Satze aber lud er den Bleistift aufs Ohr, nahm eine Prise, hielt sie minutenlang zwischen den Fingern und überlas die schönen Zeilen noch einmal andächtig.

Schwiese hingegen sah seine bedächtige Arbeit mehr und mehr verschwinden und nicht gerade immer das Bessere an die Stelle des Guten treten, obschon er auch bei dieser Neugestaltung die neuen Wörter und Begriffe im Grunde zu liefern hatte, die der Kollege mit seinem Bleistifte zu erbohren oder mit dem Papier zu ergeigen glaubte. Aber er ließ der Sache, die ihn nur lächerte, ihren Lauf. Und bloß einmal, als Knödler statt der von ihm für nötig erachteten zweihundert Mark, die die Zentralstelle dem geplanten Werke zukommen lassen sollte, zweitausend Mark hineinschrieb, widersprach er ernsthaft:

„Wer zuviel verlangt, erhält gar nichts", sagte er ruhig.

„Und wer zu wenig verlangt, ist ein —. Nimm mirs nicht übel. Als ob das zu viel verlangt wäre? Zum ersten brauchen wir ein Lokal

für die vielen Bücher, oder nicht? Des weiteren ein Leſezimmer, oder nicht?"

„Vorerſt wird ein Zimmer für beide Zwecke genügen", entgegnete Schwieſe.

„Vorerſt, ja. Aber auf wie lange? Wir müſſen doch auch an die Zukunft denken, alter Freund. Und die Zimmer ſollen winters doch geheizt werden, oder nicht? Und mit einer anſtändigen Beleuchtung wollen wir doch auch aufwarten, oder nicht? Und dann die Bücher ſelber! Die ſind doch heutigentags auch noch nicht ſo häufig, daß man ſie geſchenkt erhielte. Dann will ich dir noch was ſagen, Schwieſe, meinſt du, die Hungerleider in der Reſidenz werden nicht ſowieſo ihre bekannten Abſtriche machen. Laß mich! Dieſe Herrſchaften kenne ich beſſer als du. Schreiben wir alſo nur ganz munter unſre zweitauſend Mark hin."

Schwieſe mußte wieder auflachen.

„Habe ich recht oder nicht?" rief Knödler noch einmal und war außerordentlich zufrieden mit ſich ſelber. Er patſchte dem Kollegen feſt aufs Knie und lachte vergnügt mit.

Der Sektreiſende aber hielt jetzt eine große Zeitung ſchützend vor das Geſicht.

Dann ging die Bearbeitung des Schriftstücks wieder weiter, bis es glücklich beendet war.

Und nun brannte man gemütlich die Zigarren an, rauchte, schmunzelte und lachte noch eine lange Weile über die zweitausend Mark und die Königliche Zentralstelle.

Mittlerweile hatte man auch sein Grimmelfingen glücklich erreicht. Die Gewerberatsmitglieder stiegen aus und ließen den Herrn hinter der Zeitung allein.

Der Präsident Doktor von Jobst aber zog, nachdem er sich zuvor kräftig mit Lachen ausgeschüttet hatte, sein Notizbuch aus der Tasche und schrieb die beiden Eingaben der Grimmelfinger Gewerberäte, die ursprüngliche aus der Feder des Möbelschreiners Schwiese und die andre in der von Knödler erfundenen Form nach dem Gedächtnis nieder, sich vornehmend, der Gerechtigkeit einen kleinen Dienst zu erweisen und dem bescheidenen Schwiese auf irgend eine Weise zu seinem Rechte zu verhelfen, dem Zuckerbäcker aber eine verdiente Lektion zu erteilen. Wie vorauszusehen, wurde die Knödlersche Eingabe vom Gewerberat gutgeheißen und dem Schreibgehilfen des Bürgermeisters zur Ausfer-

tigung übergeben. Hierauf wurde ſie von ſämtlichen Mitgliedern des Kollegiums unterzeichnet und noch am gleichen Tage bei der Königlichen Zentralſtelle für Handel und Gewerbe eingereicht. Auch eine fünfköpfige Abordnung, die das Bittgeſuch der Stadt mündlich unterſtützen ſollte, wurde auf Antrag Knödlers abgeſandt. Die Deputation beſtand aus drei Mitgliedern des Gewerberats: Schwieſe, Knödler, Schlotterbeck, und aus zwei weiteren angeſehenen Bürgern von Grimmelfingen.

Knödler ſollte den Sprecher machen und dem Präſidenten von Jobſt ordentlich das „Mulle ſtreichen", wie er ſich in der Gewerberatsſitzung ausdrückte.

Unterwegs aber erzählte er noch viel davon, wie die Eingabe entſtanden ſei, wie der Kollege Schwieſe zwar ein gutes und brauchbares Konzept geliefert hätte, wie er aber, obwohl bloßer Zuckerbäcker, die Schrift dann noch herausgeputzt und namentlich, wie er kurzerhand zweitauſend Mark ſtatt zweihundert Mark gefordert hätte, und wie unklug es geweſen wäre, wenn der gute Schwieſe auf ſeinen paar Batzen beſtanden hätte. Und weiter, wie er dieſem Doktor von Jobſt

ſchon ein Lichtlein aufſtecken würde, falls die zweitauſend Mark dem Manne etwa zu viel ſein ſollten.

Es war eben doch ſchön, ſo ein kluger Grimmelfinger zu ſein.

Und es war eben alles umſonſt, das empfand der ſtille Schwieſe einmal wieder, wenn man die eigene Wiege irgendwo anders ſtehen hatte. Gegen dieſes bekannte Grimmelfinger Hochgefühl war ſchlechterdings nicht aufzukommen. Und ſo ſchwieg er, wie immer, und lachte ſich ſelber zu Schaden und den andern zu Gefallen: über die Bittſchrift und die Königliche Zentralſtelle.

In heller, frohgemuter Stimmung erſchien die Abordnung vor dem Präſidenten Doktor von Jobſt.

Knödler begann gleich mit ſeiner auswendig gelernten Anſprache; freilich, ganz ſo ſicher, wie er ſie den Kollegen auf der Reiſe zum Beſten gegeben hatte, ging es jetzt nicht, aber immerhin noch ziemlich fließend und bedeutend. Merkwürdig, dieſer freundlich dreinſchauende Doktor von Jobſt ließ ihn immer nur ſprechen und ſprechen. Und wenn die Worte einmal ſtockten, wartete er geduldig, bis Knödler das Fäd-

chen wieder gefunden, oder der eine oder andere Grimmelfinger ein kluges Wort dazwiſchen geworfen hatte. —

Es war wirklich ſehr nett von dieſem Präſidenten, daß er die Abgeſandten ihre Sache ſo gründlich vertreten ließ.

Endlich, als von keiner Seite mehr ein Tröpfchen quoll, und alles Erdenkliche zum Beſten der zu errichtenden Bibliothek vorgebracht war, tat der Präſident den Mund auf und fragte den ſchweigſamen Schwieſe, ob er denn nicht der Meinung ſeiner Herren Kollegen wäre?

„Doch, Herr Präſident", ſagte Schwieſe, ein wenig gekränkt.

Die Kollegen aber lachten von neuem. „Das könnte ich von mir ſelber denn doch nicht ſagen", nahm der Präſident das Wort. „In der Tat nicht, meine verehrten Herren, und beim beſten Willen nicht", fuhr er fort. „Ihre Reden haben mir ja nicht gerade ſchlecht gefallen, obwohl ſie mich von dem Vorhandenſein eines wirklichen Bedürfniſſes nicht überzeugt haben. Und der Staatsbeutel iſt leider nicht ſo gut daran, daß wir etwas verſchenken dürften. Wir müſſen peinlich rechnen und ſparen, wo wir nur können.

Das dürfte auch im Lande draußen kein Geheimnis sein. Darum hat uns auch Ihr schriftliches Gesuch nicht wenig verblüfft. Sehen Sie, meine lieben Herren aus Grimmelfingen, wenn Sie beispielsweise etwa zweihundert Mark Staatszuschuß für Ihre löblichen Zwecke verlangt hätten und wenn dann auch noch die Form, wie soll ich mich schnell ausdrücken? — wenn Sie die Form Ihres schriftlichen Gesuches ein wenig tatsächlicher gehalten hätten, dann hätte sich vielleicht eher darüber reden lassen. So beginnt — Ihre Eingabe beispielsweise gleich mit den Worten: „Einem dringenden Bedürfnisse entsprechend hat der unterzeichnete Gewerberat" usw. Na, so grausig dringend ist dieses Bedürfnis wohl nicht. Hätten Sie doch lieber etwa geschrieben: „Der unterzeichnete Gewerberat hat, einer Anregung aus hiesigen gewerblichen Kreisen folgend", usw. Wer hat denn diese laute Bittschrift aufgesetzt? Nun, Spaß beiseite, es tut uns also wirklich leid, daß wir Ihnen diesmal nicht dienen können. Wenigstens im Augenblicke nicht. Wir sind zu schmal bei Kasse. Leider! Aber versuchen Sie es mal später wieder, vielleicht nach einem Jahr oder nach einem hal-

ben Jahr. Möglich, daß wir bis dorthin eher in der Lage ſind, Ihnen beizuſpringen. Aber, bitte, dann nicht wieder zweitauſend Mark verlangen und mit ſchreienden Bedürfniſſen renommieren. Und nun gute Zeit, meine Herren, und gute Reiſe.“ Sprachs und verließ durch eine Nebentüre den Empfangsſaal.

Was wollten nun die um ihre ſo heißerſehnte Bibliothek betrogenen Grimmelfinger anders tun, als mit langen Geſichtern wieder abreiſen und zu Hauſe noch der ſchriftlichen abſchlägigen Antwort der Zentralſtelle mit gefopptem Gewiſſen harren?

Herbſtbäder

Zuerſt muß ich ſagen, daß am Saume meines Gartens, der einem anderen gehört, ein ziemlich namhafter Strom mit klarem grünen Waſſer raſch aber lautlos dahinfließt, der von einem Irgendwoher kommt und in ein Irgendwohin fortſtrebt, dem anderen Ende zu, das wieder der Anfang ſein wird. Doch ich unterlaſſe es wohl beſſer, von einem Anfang und Ende zu reden, mich eben erinnernd, daß ſchon der alte Heraklit das ewige Ineinanderfließen der Gegenſätze gefühlt und mit vielem Recht gemeint hat, daß man ſich nicht zweimal in demſelben Fluß naßmachen könne.

Am diesſeitigen Ufer des Stromes ſteht mein Badhaus, das ebenfalls einem anderen gehört.

Durch dieſes Badhaus zieht ein natürlich ſehr kleiner Teil des Waſſers, als ein friſcher, heller, durchſichtiger Bach hindurch, deſſen kleine Wellen und Wirbel trillernd und gurgelnd um die Hinderniſſe ſich arbeiten, um Pfoſten, Wände, um die Badtreppe.

Im Sommer, wenn die Erholungsbedürftigen

aus der Großstadt eintreffen und unser Haus mit dem großen Garten bevölkern, ist der Badhausschlüssel ein sehr begehrtes Objekt. Es muß auch in der Tat kein geringes Behagen sein, hier während der heißen Monate in dem klaren, frischen, würzigen Wasser den erhitzten Leib zu kühlen und sich von den vollarmigen Nymphen umarmen zu lassen, und dann, wenn es herbstet und rauh wird, wieder in die Großstadt heimzufahren, wo der Winter weniger langweilig und weniger grobhaarig und weniger dunkel als auf dem Lande ist.

Ich habe von Jugend auf zu jenen gehört, die sehr oft zu spät zum Essen eintreffen und sich erst dann am Tisch niedersetzen, wenn er geräumt und geleert ist. Ich habe mich indessen allmählich ganz gut daran gewöhnt. Die Gewohnheit aber bleibt immer noch unsere treueste und zärtlichste Geliebte.

Und so gehört denn jetzt im Herbst, da man nimmer baden kann, das Badhaus nebst Schlüssel ganz mir. Die Bäume im Garten werden mehr und mehr kahl. Der Nebel tropft in schläfrigen Tropfen auf die vergilbten Blätter und fällt knisternd ins dürre Laub am Boden.

Die Winde blaſen kalt und ihr Horn tönt nicht mehr ſo voll und feurig aus den Kronen der Eſchen und Erlen, wie zur Zeit, da die Städter noch da waren. Auf den vom Nebel feuchten Gartentiſchen liegt jetzt gelbes und braunes Laub, das der Reif und die Zeit von den Bäumen niederſengten.

Wie doch die Verhältniſſe ſich ändern!

Hier hatten noch vor einem Monate die ferienfrohen Herren und Damen den Kaffee getrunken, hatten dem gleißenden Spiegel des Stromes gehuldigt, dem weidenden Scheckenvieh auf der Raſenebene über dem Waſſer drüben zugeſchaut und die Wildenten belauſcht. Hier war es ſelbſt an den heißeſten Tagen im Schatten der Weiden, Erlen, Eſchen und Eichen und im Hauche des friſchen Stromes ſo köſtlich kühl geweſen. Und man hatte hier, in der Hängematte liegend, ſo laſtbefreit den neueſten Moderoman leſen oder in tadellos geſtärkten weißen Hemdärmeln, die Baumſchere in der Hand, auf einer Leiter ſtehen und an den wilden Trieben herumzwicken können. Man hatte dabei wirklich dem alten Horaz die Seligkeit der ländlichen Urſprünglichkeit nachfühlen und noch ne-

benher eine Import=Zigarre rauchen und der Frau Gemahlin, dem Fräulein Tochter oder der im Geheimen herzverehrten Zukünftigen einen eben eingefallenen Witz oder eine malitiöse Bemerkung über den gestrigen Brief des auffässigen Schwagers aus der Leiterhöhe herunterwerfen können.

Im Badhaus hängen jetzt tote Käfer und Schmetterlinge und dürre Erlenblätter in den Maschen der Spinnenfäden, die jetzt alle Ecken und Enden und die Wände überkleiden und den Badespiegel an der Bretterwand für den Winter wie zur letzten Vorsicht gleichsam noch festgeseilt haben. Von außen starren die leeren Zweige der Weiden über die Wände und von der Gartenseite her biegt sich ein einzechter Ast eines verwilderten Rosenstrauchs mit roten Hagebutten und gelben, rotfleckigen Blättern herein. Und nur durch die Bretterfugen zwängt sich als letztes Grün hier und da ein Kressigkraut.

Von Zeit zu Zeit weht der Wind aus einem Baum auf das Wasser ein welkes Blatt nieder, das, von den kleinen Wirbeln hin= und hergerissen, seltsam eilig auf der kurzen, klaren Bahn hinschwimmt. — — — — —

Ich halte mich jetzt, wo das Badhaus und seine Umgebung so einsam ist, und es — weil nicht mehr gebadet werden kann — ganz mir gehört, viel darin auf.

Das Wasser fließt immer noch so klar hindurch, wie im Sommer, und das Lied der Wellen und Wirbel klingt immer noch so entzückend, wie in den Julitagen. Die Einsamkeit aber und die Verlassenheit wirken jetzt wie der Atemzug der Ewigkeit. Nicht selten äugt auch die Sonne in den kleinen Raum herein. Dann flimmern die Spinnenfäden an den Bretterwänden wie die Pracht Salomons. Und das Licht greift in diesem stillen, verschwiegenen Raum mit den zärtlichsten Fingern, die es hat, in die zarteste Harfe, die es gibt, wenn eine leichte Luft an die Spinngewebe in den Ecken des Gebälkes rührt.

Das Wasser aber erscheint dann manchmal wie ein Glanz aus Gottes Herzen kommend und dorthin zurückführend, daß die Augen ungestüm in dies heilige Bad hineinsteigen, sich zu kühlen, sich vollzusaugen und wieder einmal die Gewißheit zu trinken, daß man niemals einsam und verlassen ist, sondern daß man gerade in den anscheinend einsamsten Stunden das Beste sei-

nes Selbſt genießt. Jung und kräftig und mit der Einſamsſeligkeit des alten Horaz gehen Augen und Herz aus dieſem Bad hervor, das vor allen anderen Bädern den Vorzug hat, daß es auch im Herbſt und auch im Winter noch höchſt bekömmlich iſt und das man ſchließlich, wenn man kein eigenes Badhaus beſitzt, oder kein Geld für das Stadtbad hat, auch in einem Manſardenwinkel oder in einer Krankenſtube nehmen kann.

Der tote Fuchs

Ein kalter nebelnder Frühwind weht über die weite Heide. Flatternde Nebel verbauen die Ferne und laſſen nur ein engbegrenztes Geſichtsfeld offen.

Man iſt ſozuſagen allein auf der Welt, mutterſeelenallein, von Nebeltüchern verhüllt, von der Zeit abgeſchnitten, auf einem totſtillen Pfade zur Ewigkeit, die von hier aus nicht mehr allzuweit entfernt ſein kann. Kein Laut ſtört; keine Seele lebt, die einem noch anhängen könnte, nichts mehr exiſtiert, was einen wieder weltwärts zöge, und nur die wallenden Nebelwinde ſtreichen geheimnisvoll und einſam über das fahle Heidegras hin, woran die Feuchtigkeit in feinen, wunderbaren Perlenreihen klebt.

So blies dieſer Wind wohl ſchon zur Zeit, da alles das, wovon wir heute wiſſen und womit wir uns brüſten, noch nicht geweſen, alſo lange vor der Menſchheitsgeſchichte, die wir mit brennendem Eifer ſtudieren, korrigieren, verneinen, bejahen, für unſere Auffaſſung reklamieren; zu einer Zeit ſchon bliſen ſie wohl, da noch die

große Welteinſamkeit anſcheinend für immer über dieſen Weiten lagerte.

„...!“ Ich weiß wirklich nicht, welcher Art der Schrei war, den ich ausgeſtoßen, ob ich ah! oder oh! oder uh! oder uff! geſchrien. Aber aufgeſchrien habe ich ſicher, und nicht ſchlecht! Denn beinahe wäre ich mit dem ausholenden rechten Fuß dem toten Fuchs voll auf den Leib getreten... War er tatſächlich tot? Ja; ohne Zweifel. Denn er lag regungslos da, mitten auf der einſamen, braunen Heide, von den wallenden Nebeltüchern umhüllt, wie ein großer Toter, zu deſſen Ehren die Natur verſtummt, vom großen Weltſchweigen umſtellt, von zeitloſer Welteinſamkeit umſponnen, allein, wie nur je ein Weſen allein ſein kann, auf dem unendlichen Raſen, deſſen Halme koſtbare Perlſchnüre trugen, und die der Einſamkeitswind in leiſer Trauer wie zu einem Klagelied am Ende der Zeiten bewegte.

Der ſchöne, graurote Balg iſt wie die Grashalme des Bodens über und über mit jenen feinen, in leiſem Lichte ſprühenden Nebelperlen beſetzt. So ruht der tote Fuchs wie auf einem fabelhaften, Himmel und Erde umſpannenden, unerhörten Paradebett...

Die langen, steifen, schwarzen, starken Schnurrhaare zieren ganz besonders große Perlen. Die Schnauze schmiegt sich dicht an die Erde; sie dunkelt noch frisch und wie lebendig. Der Fang, so nennt der Jäger den Mund, ist leicht geöffnet; ein oberer dolchartiger Eckzahn gräbt sich in die vom Nebel befeuchtete kaffeebraune Unterlippe; spitzhöckerige Backenzähne blecken aus dem Innern; ein leise gebogener, feiner, weißer Schneidezahn schimmert daraus hervor. Das eine sichtbare Auge hat sich halb in die Lider verkrochen; die Hornhaut des Augapfels ist rotunterlaufen, teilweise kastanienbraun; im Augenwinkel stockt eine verdickte Träne. Der buschige, breite, prächtige Schwanz liegt ausgestreckt auf der rotbraunen Erde. Die erstarrten Ohren stehen aufrecht. Die Läufe sind leicht und gleichmäßig übereinandergeschlagen, so daß je ein paar stumpfer Krallen und die bohnengroßen, braunen Schwielen sichtbar sind.

So schlummert der große Tote im Ewigkeitswind ... Da fällt mir einer meiner Handschuhe, den ich gedankenlos an dieser Bahre von der Hand gestreift, zu Boden dicht neben den Nacken des Tieres. Und schon habe ich mich halb gebückt,

um ihn aufzuheben, aber da fährt mir plötzlich etwas Eisiges ins Blut, etwas wie Furcht, etwas wie ein wahnwitziger Zweifel, der Fuchs könnte am Ende doch nicht tot sein, oder doch nicht ganz tot sein, oder scheintot... Und in einem tollen Satz schnelle ich auf.

Das halbe Auge des Listigen aber blinzelt jetzt wie im Spott; um den Mund spielt ein ganzer Ausbund von Ränken schlimmster Sorte; die Ohren scheinen noch straffer, und schon entdeckt meine genarrte Phantasie eine leise Atembewegung in den hellen Weichen. In diesem Augenblick belehre ich mich selber allen Ernstes, daß Füchse immerhin den Menschen nicht angreifen, sondern von Bienen, Wespen, Heuschrecken, Grillen, Käfern, Mäusen, Raupen, Regenwürmern, Vögeln, Hasen, Hühnern, auch Rehkälbern usw. leben. Doch wer mag den Naturforschern in allem trauen?

Jedenfalls aber muß ich nun in den Besitz meines Handschuhs gelangen.

Vorsichtig, auf den Zehenspitzen umgehe ich in großem Bogen den gefährlichen Toten, meinen Stock wie zur Abwehr vorhaltend, die stumme, lächerliche, aber aufrichtige Bitte in den Mie-

nen, der Fuchsleib möchte doch am liebſten ſo bleiben, wie er war, alſo tot oder meinetwegen auch ſcheintot: ſo nähere ich mich der Leiche vom Rücken her und erfaſſe dann mit einem jähen, ſcharfen, entſchloſſenen Griff meinen Handſchuh.

„...!“ Ich weiß wieder nicht, welcher Art der ausgeſtoßene Schrei war; aber ich habe auch diesmal wieder aufgeſchrien und bin dann davon gerannt...

Nun ſtehe ich ſoweit von der Leiche entfernt, daß ich nur noch die dunkeln, von hier aus ganz ſpitzen Ohren, die über die Welt hinzuhorchen ſcheinen, zu ſehen vermag. Ein Rabe, den ich vorhin nicht bemerkt habe, ſitzt ſteif auf einem Grenzpflock. Ob er ebenfalls tot iſt? oder ob er nur die Totenwache hält? Doch ich habe nun meinen Schreck überwunden und finde den Unterſchied nicht mehr ſo weſentlich. Langſam trete ich alſo noch einmal auf den toten Fuchs zu und betrachte das ſchöne Tier genau. Aber eine Berührung vermeide ich auch dieſes Mal; denn es webt eine ſo unendliche, geheimnisvolle Weihe um dieſen im Leben wie im Tode gleich einſamen Helden, daß ich es beſſer unterlaſſe. Und es iſt mir jetzt, als ſtünde ich vor einem Giganten der

Jahrtausende, dessen Geschichte nicht minder reich wie die der Menschen ist, dessen Taten den Wald und die Welt erfüllen ...

Ich habe mir die Stelle, wo der Fuchs liegt, genau gemerkt, aber ich werde mich hüten, noch einmal die Erhabenheit seines Schlummers zu stören. Und ich bin wirklich froh, daß auch heute noch die Nebelwinde über die Ebene wallen und den großen Toten vor aller Entweihung schützen.

Inhalt.

Seite

Das Herz der Orgel 5
Der geadelte Steinschleifer 28
Die größte Kirche der Welt 31
Die Klugheit am Ende 35
Herbstbäder 60
Der tote Fuchs 66

Princeton University Library
32101 066393610

R

Die Zeitbücher, Band 23